

Louise Kennedy: „Red“

Verlorene Jugend

Von Christoph Schröder

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 11.10.2026

Ein meisterhaftes Stationendrama: Louise Kennedy entwirft in ihrem neuen „Red“ das Porträt einer verlorenen Generation und erzählt zugleich eine ergreifende Freundschaftsgeschichte.

Es ist der 21. Oktober 1982, und die 15-jährige Róisín McCaffrey hat einen Botendienst übernommen. Es ist kein Freundschaftsdienst, im Gegenteil. Tina ist die Anführerin einer Gruppe von Mädchen, die Róisín mobbt und schikaniert. Es sei von Vorteil, überlegt Róisín sich, bei Tina etwas gut zu haben, darum hat sie die Aufgabe übernommen, Tinas Freund einen Brief zu überbringen. Tinas Vater hat den Kontakt verboten. Róisín, die Außenseiterin, die in sich gekehrte Jugendliche, entdeckt den Adressaten des Briefs auf einer Mauer sitzend:

„Es war das erste Mal, dass sie mit einem Jungen sprach. Red Camelin, eine Armyjacke über dem Schulpullover, saß hinter dem Gebäude des County Council, schlug mit den Hacken gegen die Mauer und sah sie an, den Kopf schief gelegt, als hätte sie etwas Witziges gesagt.“

Louise Kennedy geht mitten hinein ins Geschehen, ohne lange Erklärungen. Die Unmittelbarkeit, mit der sie ihre Figuren in Situationen hineinführt, erzeugt immer wieder Wucht und Authentizität. Red Camelin verunsichert Róisín. Gleichzeitig fordert er sie heraus. Er ist wortgewandt, witzig und charismatisch. Etwas umgibt ihn, etwas Rebellisches, Widerspenstiges und Verlorenes. Und Róisín, die, wie sie selbst glaubt, niemand mag, steht vor ihm mit einer von ihrer Mutter fabrizierten Frisur, die der von Joanne Catherall, der Sängerin der Band „The Human League“ nachempfunden sein soll – tatsächlich aber nur ein peinlicher Topfschnitt geworden ist. Die Auftaktszene grundiert den gesamten Roman. Sie zeigt Róisín und Red in ihrer reinen Form. Sie liefern sich einen verbalen Schlagabtausch über Bücher, Filme, Musik. Zwei intelligente Outlaws, die ihren Platz im Leben suchen. Was hätte aus diesen interessanten, klugen jungen Menschen werden können, so fragt man sich rückwirkend am Ende des Romans, wenn die Umstände andere gewesen wären? Red Camelin wird von Louise Kennedy von Beginn mit einer sanften Aura des Besonderen ausgestattet:

Louise Kennedy

Red

Aus dem Englischen von Hans-Christian Oeser und Claudia Glenewinkel

Claassen Verlag, Berlin

384 Seiten

24,00 Euro

„Er fiel auf. Groß, aber nicht zu groß, ein Segen, denn zu irgendwas zu sein war nicht gut. Nahezu schwarzes Haar, das gerade vom Kopf abstand, eine leicht gekrümmte Nase. Dunkle Augen mit dichten, fast unecht wirkenden Wimpern. In der Schule wurde aufgeregt über ihn getuschelt.“

Alte Bekannte treten auf

Kennedy-Leser kennen Róisín bereits aus dem Short-Story-Band „Das Ende der Welt ist eine Sackgasse“. In der Erzählung „Belladonna“ ist sie gerade mit ihrer Mutter, die als Pflegehelferin in einem Hospiz arbeitet, aus dem Norden nach Irland gezogen. Der Belfaster Akzent ist entscheidend, auch wenn Róisín Katholikin ist. Man traut ihr nicht; das gesellschaftliche Klima ist von Misstrauen geprägt. Nun weitet Louise Kennedy den Blick auf diese Figur und erzählt Róisíns Leben über einen Zeitraum von 25 Jahren bis ins Jahr 2007, aber mit großen Lücken, die zu füllen der Assoziation der Leser überlassen bleibt. Gleich auf den ersten Seiten von „Red“ erzählt Róisín, wie es dazu kam, dass ihre Familie von Belfast in den Süden gezogen ist, in jene Kleinstadt Kildare, deren Name im Roman nur ein einziges Mal genannt wird. Sie erzählt, warum sie nicht im Telefonbuch stehen und warum ihr Vater, ihr „Knetgummi-Vater“, wie sie ihn nennt, sich aus dem Staub gemacht hat. Dieser hatte sich von der Royal Ulster Constabulary, von der nordirischen Polizei, anwerben lassen und ein Jahr für die Behörde gearbeitet. Warum genau die katholische Familie Belfast verlassen musste, bleibt im Dunkeln. In Kildare findet der Vater einen Job in einem Pub, wo er arbeitet, bis ihn seine Vergangenheit einholt. Er verschwindet aus Róisíns Leben. Jahre später, an einer ihrer nächsten Lebensstationen, wird er wieder auftauchen. Nun ist Róisín allein mit ihrer Mutter, an einem Ort, an dem sie nicht sein will:

„Sie fremdelte mit dieser Stadt an der Fernstraße zwischen Dublin und Cork, mit ihrem Verkehr aus scheißendem Vieh, scheppernden Bussen und schweren Sattelschleppern.“

Unheimlich präziser Blick

„Red“ ist ein fantastisches Buch. Der Roman ist hart und gesellschaftlich aufgeladen, bleibt aber immer dicht an seinen Figuren und spiegelt soziale und politische Entwicklungen immer in konkreten Lebenswelten und Lebensläufen. Die geschmeidige Übersetzung von Hans-Christian Oeser und Claudia Glenewinkel trägt ihren Teil dazu bei. Wie schon im Roman „Übertretung“ und auch in den Kurzgeschichten hat Kennedy einen beinahe unheimlich präzisen Blick für sprechende Details, die soziale Distinktion markieren, für Wohnungseinrichtungen, Gesten, Körperhaltungen. „Red“ transportiert das Lebensgefühl einer jugendlichen Generation der 1980er Jahre. Und inmitten all dessen nähern Red und Róisín sich an, möglicherweise geleitet von dem Instinkt, dass sie beide nicht dort hingehören, wo sie gerade sind, aber auch vorerst keinen Ausweg finden. Getragen werden sie von einem jugendlichen Pathos der Überlegenheit, mit dem sie auftreten und auch Wirkung haben:

„Róisín war stolz darauf, noch nie etwas mit einem Jungen gehabt zu haben. Red und sie fielen nicht übereinander her wie andere Jugendliche, ihre Freundschaft war auf einer höheren Ebene angesiedelt. Im Vergleich dazu kam ihr das ganze Theater zwischen Jungs und Mädchen trivial vor.“

In seinem Kern ist „Red“ auch ein Buch der dysfunktionalen, gefühllosen Familien. Reds Familie ist wohlhabend, aber es ist früh zu bemerken, dass etwas ganz und gar nicht stimmt; dass es ein dunkles Geheimnis gibt. Eine Atmosphäre von Gewalttätigkeit umgibt den unnahbaren Vater. Red bricht früh aus seinem Elternhaus aus, findet mal hier, mal dort Unterschlupf, auch im Haus von Róisín und ihrer Mutter. Kennedys Roman ist voll von Szenen, die einem so schnell nicht mehr aus dem Kopf wollen. Eine von ihnen ist der Einzug der Familie Camelin, Vater, Mutter und die beiden Brüder Reds, zum Gottesdienst, während Red und Róisín bereits in ihrer Bank sitzen. Es ist eine eiskalte Prozession, die hier inszeniert wird:

„Das Quietschen teurer Ledersohlen ließ Red erstarren; seine Familie kam und nahm ihre Plätze ein. Dolly Camelin trug einen mit goldenen Borten verzierten Hosenanzug aus grünem Crêpe, Reds Vater Robert einen Trenchcoat mit braunem Lederkragen. Der mittlere Sohn, Andrew, trug Reds Armyjacke, er schien nicht still sitzen zu können und rutschte die ganze Zeit mit dem Hintern auf der polierten Mahagonibank hin und her. Als er sich umdrehte und Red ansah, glühte sein Gesicht vor Wut.“

Intrige gegen den eigenen Sohn

Worauf die Wut des Bruders auf den älteren Red gründet, wird sich im Verlauf des Romans herauskristallisieren. Red, soviel ist klar, trägt ein Wissen in sich, das dem Vater gefährlich werden kann. Der zettelt eine Intrige gegen den eigenen Sohn an, die diesen zwingt, die Stadt zu verlassen, in der Tasche einen Umschlag mit einem dicken Bündel Geld, den ein Polizist Red im Auftrag des Vaters noch zusteckt. So endet der erste von drei langen Teilen, aus denen der Roman besteht. Louise Kennedy hat in Interviews erzählt, dass Róisíns Biografie zumindest in Teilen deckungsgleich mit ihrer eigenen ist. Irland hatte in den 1980er Jahren eine der höchsten Arbeitslosenquoten Europas. Die Sozialleistungen wuchsen der Regierung über den Kopf; junge Menschen verließen das Land in hoher Zahl, mit Billigung der Regierung. So erging es auch Louise Kennedy, die in London in besetzten Häusern lebte, bis sie sich das Geld für ihren ersten Kochkurs zusammenpumpt und zurück nach Irland ging.

„Red“ springt im zweiten Teil in den Dezember 1983. Róisín kommt am Weihnachtsabend in London an, um ihren Vater zu besuchen. Er lebt dort mittlerweile mit seiner neuen Partnerin. Als Róisín an der Wohnungstür klingelt, wird sie von einer jungen blonden Frau empfangen:

„Darf ich dir deine kleine Schwester vorstellen?, sagte sie.

Róisín sah von dem Säugling zu ihrem Vater. Machte sie Witze?

Seine Freundin legte das Baby über ihre Schulter. Ach, Conor, ich hab dir doch gesagt, wir hätten sie vorbereiten sollen, sagte sie leise.

Er ist ein Feigling, sagte Róisín, aber du bist noch nicht lange genug mit ihm zusammen, um das herausgefunden zu haben.

Ihr Vater hatte die Hände in die Hüften gestemmt und rieb sich jetzt heftig das Gesicht.“

Das wirklich Einzige, das an diesem Roman nicht gelungen ist, ist der Titel der deutschen Übersetzung. Die Doppeldeutigkeit des Originaltitels „Stations“ geht verloren. Zum einen meint er die Lebensstationen der Figuren, zum anderen spielen Bahnhöfe immer wieder eine entscheidende Rolle. Sie sind Symbole der ständigen Unruhe, der Ortlosigkeit, der Verlorenheit und der Unbehaustheit, die als Grundgefühle den Roman prägen.

Ein dunkles Weihnachtsmärchen

Róisín läuft weg vor der Situation in der väterlichen Wohnung und steht ratlos im Victoria Bahnhof, mit wenig Geld und keinem Plan, wohin sie sich wenden soll. Red ist irgendwo da draußen in London, das weiß sie. Auf ihre Briefe hat er nicht mehr geantwortet. In diesen Passagen wird „Red“ auch zu einem modernen, dunklen Weihnachtsmärchen. Róisín streift durch die lange Straße, in der Red wohnt und wird quasi bei einem Sturz auf der glatten Straße von ihm aufgefangen. Er lebt, so heißt es, im letzten noch besetzten Haus von Pimlico und nimmt sie auf. Sie wird dort mehrere Jahre bleiben, in einer Wohngemeinschaft, die zunehmend verwahrlost. Gekifft wird ständig, Róisín schlägt sich mit Jobs durch, die Drogen werden härter. Merkwürdige Figuren tauchen auf und wieder ab. Und über alldem schwebt die Frage: Was ist das zwischen Róisín und Red? Sie sind sich in einem Augenblick nahe und im nächsten Augenblick fern; manchmal auch beides zugleich. Manchmal scheint es, als sei eine gläserne Wand zwischen Red und der Welt; eine Unfähigkeit zur Nähe, selbst wenn sie gemeinsam in einem Bett liegen:

„In der Nacht waren sie voneinander abgerückt. Róisín lag zusammengerollt neben Red und fühlte sich verloren. Als sie ihn berührt hatte, war etwas schiefgelaufen, es hatte ihm tatsächlich körperliches Unbehagen bereitet.“

Sexualität erlebt Róisín mit anderen Männern, nicht mit Red. Er entgleitet ihr zusehends. In Red verbinden sich ein hoher Grad an toxischem Potential mit einer unstillbaren Lust an Selbstzerstörung. Lieben sich Red und Róisín? Sind sie Freunde? Zwei Menschen zur falschen Zeit am falschen Ort? Das Beklemmende an diesem Buch ist, dass es so dicht am Bewusstsein seiner Figuren entlang erzählt ist. Auswege sind nicht mitgedacht; sie eröffnen sich, wenn überhaupt, scheinbar zufällig. Zugleich aber kann Louise Kennedy Szenen schreiben, die wirklich, das lässt sich nicht anders sagen, herzergreifend sind. Dass es hier um Menschen geht, die noch nicht einmal 20 Jahre alt sind, verstärkt den Effekt noch. An einem Abend führt Róisín den zgedröhnten, körperlich ungepflegten Red, der eine Panikattacke erleidet, zu Bett. „Verlass mich nicht“, fleht er sie an, irgendwann schläft er ein. Der Fußboden ist mit Schallplatten und Büchern bedeckt; auf dem Tisch liegt ein Band mit Versen von Lord Byron:

„Später, als er eingeschlafen war, schlug sie das Exemplar von Junker Harold's Pilgerfahrt auf. Red hatte ein paar Zeilen mit grünem Buntstift angestrichen.

Bei den Versen

Nicht sucht' er, daß er einen Freund sich wähle,

Damit es ihm an Trost und Rath im Leid nicht fehle.

weinte sie um ihn. Bei den Versen

Mit Vielen liebevoll, Einer nur entbrannt,
Durfte, ach! die Ein' er nie die Seine nennen

weinte sie um sich selbst.“

Red landet auf der Straße

Róisín schafft den Absprung aus diesem Milieu, bevor sie über die Kante kippt und vollends abstürzt. Sie ist in der Lage, sich mit ihrer Vergangenheit zu versöhnen. Und sie ist bereit, Ratschläge und Hilfe anzunehmen. Sie findet einen Job in einem Großraumbüro in irgendeiner Agentur, nichts Spektakuläres und weit unter ihren eigentlichen Fähigkeiten. Sinéad, eine Freundin aus Schulzeiten, hatte sie zuvor beschworen, irgendetwas zu tun, ganz gleich was, Hauptsache, sie käme von Red und seinem unheilvollen Sog weg. Wiederum einen Zeitsprung und einige Jahre später ist Róisín mit ihrem Freund, einem Mann aus besseren Kreisen, und ihrer kleinen Halbschwester unterwegs, wieder an einem Bahnhof, dieses Mal Paddington, als sie eine Stimme hört, eine Stimme mit irischem Akzent, die zu einem obdachlosen Bettler gehört:

„Red glich einem Geodreieck, er bestand nur noch aus Ecken und Winkeln. Seine Gelenke und Knochen standen hervor, er war vollkommen abgemagert. Sein Haar hatte jeden Glanz verloren, stand jedoch noch immer in Stacheln ab, die er, wie sie wusste, mit Seife oder Cola gestylt hatte.“

Auch diese Szene schildert Louise Kennedy beinahe nüchtern. Und dennoch ist sie ergreifend, weil in ihr eine Endgültigkeit mitschwingt. Róisín und Red erkennen sich, aber beide wissen, dass es zu spät ist. Der heruntergekommene Red ist rhetorisch noch immer überlegen genug, um die sozialen Unterschiede zwischen sich und Róisín mit böartigen Bemerkungen zu extrapolieren. Und ihr fällt nichts Dümmeres ein als die Frage, ob er hier in der Nähe wohne. Er sei nicht obdachlos, kontert Red; er habe nur Liquiditätsprobleme. Vieles in diesem Roman wird zwar durch die Jahre hinweg angedeutet, aber erst am Ende des Buchs setzt sich alles in seinem erschreckenden Ganzen zusammen. Dann möchte man ihn noch einmal lesen. Beispielsweise, wenn man weiß, dass diese Begegnung die letzte zwischen Red und Róisín sein wird. Kennedy arbeitet in „Red“ immer wieder mit Spiegelungen, beispielsweise auch in Róisíns Lektüren:

„Das Buch, das Róisín zu lesen versucht hatte, lag auf dem Couchtisch: John Healy's Autobiographie *The Grass Arena*. Jedes Mal, wenn sie es zur Hand nahm, blieb sie an der ersten Zeile hängen.

Mein Vater sah nicht so aus, als würde er irgendwem was antun.“

Eine der beiden Vorsätze des Romans ist ein Zitat aus Platons „Gastmahl“, das von der Knabenliebe handelt. All das, ohne zu explizit zu werden, gehört zur allmählichen Annäherung an das, was Red und seinen Geschwistern in ihrer Kindheit angetan wurde und die Erklärung für beinahe alles liefert – die Wut, die Unfähigkeit zur Nähe, die Verlorenheit. Diese Annäherung bestimmt den letzten Teil des Romans, der im Jahr 2007 spielt. Róisín hat ihren Vater beerdigt und ihren Frieden mit ihrer Mutter und deren Lebensgefährten geschlossen. Sie kehrt zurück nach Kildare und wird dort von Reds Mutter, der todkranken Dolly Camelin, einbestellt. Sie erzählt Róisín vom Sterben ihres Mannes und von einem Leben mit einem gewalttätigen Tyrannen, an dem sie sich zum Schluss auf ihre Weise rächte:

„Er hatte ebenfalls Krebs. Ist unter Qualen gestorben.

O nein, sagte Róisín.

Glauben Sie etwa, ich bin deswegen traurig?, kreischte sie mit einem mädchenhaften Kichern, das etwas Irres hatte. Man hat ihm das Hospiz angeboten, aber ich habe ihn zu Hause gepflegt. Habe ihm immer die Morphiumpumpe vorenthalten, und er hat sich vor Schmerzen gewunden. Der große, starke Mann, der er war – geheult hat er. Ha!“

Roman der Trauer um verschwendete Talente

Dolly bittet Róisín, ihren Sohn Red zu finden und nach Hause zu bringen. Róisín macht sich auf die Suche, der Bitte der Mutter wegen, doch auch um ihrer selbst willen. Zuletzt gesehen wurde Red im Jahr 1990. Es gibt eine Personenbeschreibung. Und Róisín denkt:

„Sie hätte eine Menge hinzufügen können. Ordentlich – bis er es nicht mehr war. Großzügig. Witzig. Klug. Zurückhaltend. Schwer zu fassen. Sehr wählerisch in seinem Geschmack. Keiner von beiden besaß ein Foto. Das letzte war aufgenommen worden. Als er vierzehn war.“

Eine nachgetragene Liebeserklärung. „Red“ ist auch ein Roman der Trauer um verschwendete Talente. Die Geschichte eines Menschen, der von der eigenen Familie, den Zeitumständen, der Politik und seiner eigenen Brillanz zerschreddert wurde. Róisín plagt sich mit Schuldgefühlen:

„Sie sah ihr Spiegelbild, ihr dummes geschminktes Gesicht, aufgedunsen unter Grundierung und Rouge. Ihre eigene Schlechtigkeit, die ihr entgegenstarrte.“

„Red“ ist in all seiner Düsternis kein unbarmherziges Buch. Es lässt sich, auch wenn es keinen pädagogischen Impetus hat, auch als ein Appell zur Fürsorge lesen. Diese gesellschaftliche Implikation hat der Roman ohne Zweifel. Zugleich aber ist Louise Kennedy ein ungemein treffendes Porträt einer Epoche gelungen; eines Jahrzehnts, in dem die Wut des Punks in die Tristesse des Thatcherismus umschlug. Es hat aber auch etwas Zeitloses, wenn Róisíns Mutter gegen Ende konstatiert:

„Mein Gott, wenn ich nur daran denke. In der Stadt hat es von Priestern, Lehrern und Polizisten nur so gewimmelt, aber die ganze Bagage hat einfach weggeschaut. Ich habe nicht genug getan. Wir haben nicht die richtigen Fragen gestellt. Niemand hat die richtigen Fragen gestellt.“

Louise Kennedy, das ist keine Floskel, hat ein meisterhaftes Buch geschrieben. Nicht raffiniert in der Form, nicht elaboriert in der Sprache. Das ist eine Autorin, die nicht glänzen, nicht brillieren will. Die Erlösung, das Happy End, das man sich als Leser wünscht, gestattet sie uns nicht. Stattdessen hat sie einen Blick für die menschlichen Abgründe. Und den Mut, dort hineinzusehen.